Huug van't Hoff

DER FREMDE CHEROKEE

Freundschaft schreibt Geschichte

Historischer Roman

acabus

Huug van’t Hoff

Der fremde Cherokee

Freundschaft schreibt Geschichte

acabus Verlag

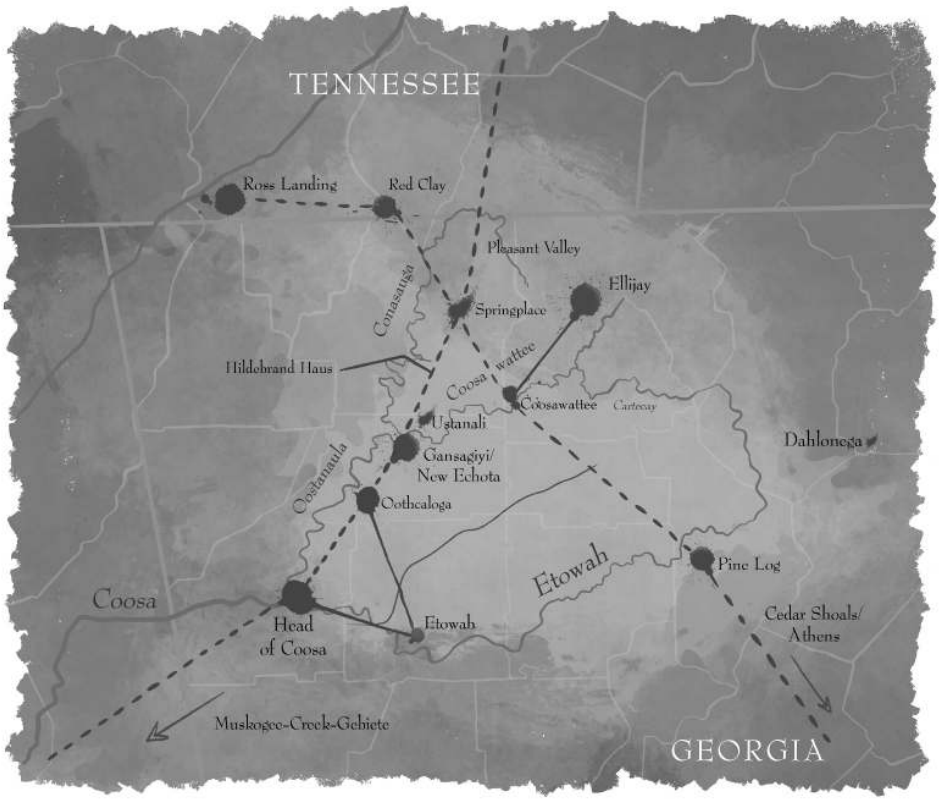
Historischer Roman

Inhaltsverzeichnis

Der fremde Cherokee
Landkarte
›Heimatgrund‹
Springplace – etwa 30 Jahre zuvor
Springplaces achter Frühling
Neue Welt
Kein Weg zurück
Dämmerige Lichtung
Schweinefuß
National-Komitee
Morgen war es anders
Aufbruch
Vergangenes ist vergangen
Gemeinsam, allein, weg
Wandel mit Begegnungen
Connecticuts Liebe, Einsamkeit und Flucht
Alles neu, alles alt, alles anders
Sweet home
Im Anfang war das Wort
Gehen, um zurückzukehren
Zurückkehren, um zu bleiben
Unter Druck
Wahlen
Glückloses Gold

Reden ist Silber, Gold ist Gold
Klagen
Urteil
Kaltfront
Scheideweg
Der Vertrag
Ohnmacht
Am Bergkamm
Impressum

Landkarte


TENNESSEE
Ross Landing
Red Clay
Pleasant Valley
Ellijay
Springplace
Conasauga
Hildebrand Haus
Coosawattee
Coosawattee
Carteray
Ustanali
Dahlonega
Gansagiyi/
New Echota
Oothcaloga
Coosa
Etowah
Pine Log
Head
of Coosa
Etowah
Cedar Shoals/
Athens
Muskogee-Creek-Gebiete
GEORGIA

›Heimatgrund‹

Was ab jetzt geschehen wird, ist gleichgültig. Es zählt nicht mehr. Kein Zuhause, keine Heimat, keine Nachbarn, kein Leben, kein Grund zum Leben. Und doch wird es weitergehen. Dort, wo alles anfing. Dort, wo für mich alles begann und wo es enden wird. Geschichten werden erzählt werden. Über die neuen Siedler. Von den Siedlern weitergegeben an die Kinder und an die Enkel. Bis irgendwann andere kommen und sie vertreiben werden. Wie wir und unsere Erinnerungen. An unsere Heimat, unsere Dörfer und unsere Wälder, die Erinnerungen an unseren Staat in den fruchtbaren Tälern im Schatten der Great Smoky Mountains. Irgendwann wird alles vergessen sein: die Hoffnung, der Widerstand, die gerodeten Wälder, das besetzte Land, die Vertreibung und die Zerstörung der Cherokee-Nation. Die vernichtete Heimat meiner Vergangenheit und Gedanken.

Wer ich bin? Das ist nicht leicht zu beantworten. Ich heiße Mattheus Hildebrand. Aber was sind Namen? Um Ausführlichkeit bemüht könnte ich erwähnen, dass ich in einer Hütte auf einer karg-wiesigen Lichtung weit oben in den Great Smoky Mountains lebe. Allein bis auf ein Hasenpärchen, das unter den Bohlen der Hütte haust. Ich meide die Menschen, weil ich ihnen nicht traue. Nicht mehr. Aus gutem Grund.

Vor einem halben Jahr bin ich in eines der abgelegenen Dörfer der Great Smokys aufgebrochen, um einem Boten einen Brief in die neue Nation der Cherokee mitzugeben. Für Sequoyah, meine letzte Verbindung zur Vergangenheit.

Ob ich ein Cherokee bin? Nein. Vielleicht doch. So eindeutig lässt sich das nicht sagen. Ich bin bei ihnen aufgewachsen, bei den Aniyunwiya, dem wahren Volk, wie sie sich nennen, und bin einer von ihnen geworden. Irgendwie. Jedenfalls hatte ich das gehofft.

Ich war fünf Jahre alt, als ich mit meinem leiblichen Vater an den Conasauga River zog. Ein Davor gibt es für mich nicht. Es hat schöne Zeiten gegeben und sehr bewegte, hoffnungsvolle und … all das, was letztlich zum Inhalt des Briefes führte. Seither hatte ich auf Antwort aus der fernen Nähe gewartet: vom Freund.

Doch als der Bote endlich mit den Nachrichten von Sequoyah kam, wollte ich sie eigentlich nicht mehr erhalten. Aus Angst und böser Vorahnung. Bis zum Abend saß ich in meiner Hütte und starrte auf das Papier, ohne es zu entfalten. Ich legte mich schlafen und hatte den Brief nicht gelesen. Ich hätte das Schreiben ins Feuer werfen können, um nie zu erfahren, was ich im Grunde gar nicht wissen wollte. Eventuell wäre es besser gewesen, besser für mich.

Nachdem ich am nächsten Morgen die wenigen Zeilen des Freundes gelesen hatte, wünschte ich nicht zum ersten Mal, ich könnte die Zeit zurückdrehen, und alles würde von vorn beginnen.

Springplace – etwa 30 Jahre zuvor

Die Missionsschule von Springplace war in einem Blockhaus untergebracht, das mehr ein Verschlag als ein Haus war. Der Unterricht fand zwar nicht täglich, jedoch regelmäßig statt. Die Schüler kamen allerdings weder regelmäßig noch beständig. Sofern sie überhaupt zum Unterricht erschienen. Die Kinder in den Dörfern und auf den Farmen wurden anderweitig gebraucht. Die Überzeugung vom Nutzen, sie zur Schule zu schicken, setzte sich bei nur wenigen Clans und Familien der Cherokee durch. Doch mit der Zeit gewannen manche Häuptlinge die Einsicht, es könnte ihre letzte Möglichkeit zum Überleben im Stammesland sein.

Im Hause von Ganundalegi, *dem, der über die Bergketten läuft*, den die Nachbarn in Georgia als The Ridge kannten, waren keine Zweifel zu dem Thema erlaubt. Als sein ältester Sohn alt genug war, um am Unterricht teilzunehmen, hatte The Ridge das längst entschieden. Im Entschluss unumstößlich wollte er auf der Ratsversammlung in Ustanali auch die Oberhäupter der anderen Clans von der Notwendigkeit überzeugen, die Kinder den Weg nach Springplace reiten zu lassen. The Ridges Stimme hatte Einfluss im Stammesrat. Er war ein bedrohlich-kräftiger Mann, mit breiten, kämpferischen Schultern und zornigen, fast schwarzen Augen, die unter mächtigen Brauen hervorstarrten und keinen Zweifel an seiner Entschlossenheit ließen. Sein Auftreten glich dem Körperbau: einschüchternd, gefährlich und resolut. In der Vergangenheit hatte er während der Chickamauga-Gefechte unter dem Namen Nunnehidihi, *dem, der*

alle Feinde auf seinem Weg tötet, gekämpft. Was gleichsam ein gewichtiger Grund war, abzuwägen, ob man ihm widerspräche. Ihm hörte man zu, und er war der Auffassung, dass es sinnvoll sei, die Kinder früh mit dem Unvermeidlichen in Kontakt zu bringen. Mit der englischen Sprache, der englischen Schrift und dem englischen Denken. Um die nächste Generation auf das vorzubereiten, was die meisten seiner sich weigerten zu akzeptieren. Damit die Nachkommen verstünden, was seit etlichen Jahren auf den Stamm eindrang, und lernten, anders als ihre Ahnen, wie mit dem Einfluss, dem Wandel und der Bedrohung umzugehen sei. Man müsse den Feind kennen, seine Waffen und Kultur, für die zukünftige Chance, ihn besiegen zu können, war The Ridges Überzeugung. Vollkommen gleichgültig, ob es sich um Bürger der Vereinigten Staaten oder Engländer handelte, für den Umgang mit ihnen machte es keinen Unterschied. Die Flagge, unter der sie das Land betraten, war für die Gefahr, die von ihnen ausging, bedeutungslos. Man musste wissen, wie sie dachten, lebten und kämpften, um selbst zu überleben.

»Fest steht, wir haben keine Chance, uns mit Waffen gegen sie zu wehren«, behauptete The Ridge auf der Ratsversammlung im Zentrum von Ustanali. Mit einer ausladenden Geste wies er zu den Behausungen im Ort. Auf die Asi, die Lehmhügel für den Winter, auf die sperrigen Holzhütten für den Sommer und auf eines, das luftiger und aufwendiger gezimmert war. Und zuletzt zeigte er mit Nachdruck auf ein Haus, das man sogar aus Stein gemauert hatte. Das des Dorfhäuptlings. »Und mal ehrlich: Der Handel mit ihnen ist auch von Vorteil.«

»Von Vorteil für dich«, donnerte ein Bass, der zu dem Mann, dem die Stimme gehörte, nicht recht passen wollte. John Ross oder Guwisguwi, benannt nach einem mythischen Vogel, war ein recht junger Häuptling, der gekleidet war wie ein Senator in Washington. Von kleiner Statur, schmächtig und mit fahlem Teint. Der größte Teil seiner Familie stammte aus Schottland. Bis auf

die Großmutter. Die war eine Cherokee gewesen, und die Mutter und er gehörten daher zum gleichen Clan. Sein breites Kinn, die lange Nase, die vorstehenden Brauenknochen und die spröde, helle Haut verliehen ihm etwas Greifvogelartiges. Die Bewegungen jedoch waren ungelenk. Sofern er als Vogel geboren worden wäre, er hätte gewiss nie fliegen gelernt. Aber sein Greifvogelblick wirkte einnehmend schlau. Niemand konnte sich ihm entziehen. Von den Augen ging ein bedächtiger, magischer Glanz aus, und sein Lachen steckte an. Normalerweise. Diesmal hielten sich die anderen zurück. Gespannt auf die Reaktion von The Ridge. Als auch er lachte, stimmten sie mit ein.

»Wie für dich … Und es kann von Vorteil für uns alle sein. Ich habe mit Colonel Meigs gesprochen …« The Ridge betonte den Namen, als handele es sich um eine ekelhafte Frucht, die zwar keiner gerne aß, die aber sehr nahrhaft war. Was in gewisser Weise auf den Colonel zutraf. Er war der Agent derjenigen, die die Cherokee aus ihren ursprünglichen Jagdgründen vertrieben hatten. Aber im Gegensatz zum Landhändler Walter Hildebrand war Colonel Meigs der Frieden im Stamm etwas wert. Von ihm erhielten sie Pflüge und Pferde für die Äcker. Weshalb sie seine Ratschläge anhörten. »Wenn wir unsere Kinder deren Kram lernen lassen, lassen die uns dafür unseren Kram machen.«

»Ich bezweifle, dass der Kram, der in Springplace gelehrt wird, unseren Kindern bei der Jagd oder auf dem Feld helfen wird«, schnaubte ein kleiner, bäriger Mann neben ihm. Oowatie, sein jüngerer Bruder.

»Aber es kann sicher nicht schaden, wenn sie deren Sprache lernen. So wie ich. Mir hat es geholfen.«

»Du sprichst kaum Englisch, jedenfalls nicht …«

Ein Blick von The Ridge reichte aus, um den Einwand verstummen zu lassen. »Aber meine Frau, Susannah«, sagte er und dehnte die Silben des Namens bedeutungsvoll, »die ist schließlich zur Hälfte eine von denen.« The Ridge deutete mit dem Daumen gen Osten. Dass John Ross in Zeigrichtung stand,

verstörte nur ihn selbst. Mehr Protest, als das Gesicht entnervt zu verziehen, wagte er nicht zu äußern.

»Seit wann nennst du sie Susannah und nicht mehr Sehoya?«

Es war Toochelar gewesen, der Sprecher des Stammesrates, der die Frage stellte. The Ridge ignorierte sie und unterband jede weitere Bemerkung mit erhobener Faust. Was wirkte. Niemand widersprach. »Und …«, dehnte er das Wort bedrohlich. »Es ist hilfreich für einen guten und friedlichen Kontakt. Ich behaupte ja gar nicht, dass unsere Kinder alle Shakespeare lesen sollen, sondern …« Was es mit Shakespeare auf sich hatte, oder wer er gewesen war, wusste The Ridge genauso wenig wie die anderen. Aber die langjährige Erfahrung mit den englischen Siedlern hatte ihn gelehrt, dass es sich um jemanden Gewichtiges handeln musste, der für den Alltag keinerlei Hilfe bedeutete. Ein verlegendes Brummen ging durch die Reihen des Rates. »… dass es für uns alle von Nutzen sein wird, wenn unsere Kinder deren Art zu sprechen und zu denken erlernen!«

»Mir wäre lieber, wenn die etwas Anständiges lernen würden. Etwas, womit sie später was anfangen können, anstatt diesen englischen Mist!«, fauchte Oowatie.

»Aber ihren Pflug benutzt du, oder?«, knurrte The Ridge mit gehässiger Ironie. »Dein Korn wird in Wassermühlen gemahlen!«

»Was?« Als er den Spott in den Blicken der anderen bemerkte, machte Oowatie eine abwehrende Geste. »Das ist einfacher und geht schneller. Es wäre blöd, das nicht zu tun. Und ja, ich verkaufe denen aus Georgia auch Teile der Ernte. Na und? … Von mir aus: Es ist nützlich, wenn wir und unsere Kinder mit denen reden können. Aber um deren Sprache zu lernen, brauchen wir nicht ihre Lebensweise zu übernehmen.«

»Ich will auch nicht, dass wir werden wie die. Aber um sie uns langfristig vom Hals zu halten, müssen wir sie verstehen. Ihre Sprache und ihr Denken.«

Unweit des Treffens standen zwei Jungen am Ufer des dicht mit Rivercane-Bambus bewachsenen Coosawattee, der direkt am

Ort vorbeifloss. Neben ihnen lagen die Kanus von Ustanali auf der Böschung. Die beiden Jungen waren ungefähr neun Jahre alt. Der eine groß, dünn, trotzdem muskulös, wendig wie eine Wildkatze. Häufige Krankheiten und Verletzungen haben ihn so stark gemacht, behauptete The Ridge gern. Der andere war eher behäbig von der Statur, mit einem gewaltigen Kopf auf mickrigem Leib. Er war nie krank gewesen, dafür steifbeinig und langsam. Von Natur aus Gegensätze und gleichzeitig enge Verwandte und Freunde: Skahtlelohskee und Gallegina, *Gelber Vogel* und *Hirschbock*. Sie hatten ihre Eltern zum Treffen des Stammes begleitet, weil dort über ihre Zukunft entschieden wurde. Ein Recht auf Mitsprache besaßen sie nicht. Sie lauschten den Entscheidungen der Erwachsenen und ließen Steine über das Wasser stromabwärts ditschen.

»Jedes Mal das Gleiche!« Schwungvoll ließ Skahtlelohskee einen Stein über den Fluss springen. »Können die sich nicht einmal vertragen?« The Ridge war sein Vater, und den immer wiederkehrenden Disput der erwachsenen Brüder auf dem nahen Dorfplatz hatte er satt. Vor allem wenn es dabei um ihn ging, um seine Zukunft.

»Also ich finde, dein Vater hat recht. Ich würde gern in diese Schule gehen«, erwiderte Gallegina und schnippte einen flachen Kieselstein, der sofort in den seichten Wogen versank.

»Tja, lernen ist für den wichtig, der nichts kann. Wie man sieht«, stichelte Skahtlelohskee mit einem Fingerzeig zu dem Wellenkranz im Fluss, den der Kiesel hinterließ. Der nächste Stein hätte ihn am Kopf getroffen, wenn Gallegina zielsicherer gewesen wäre. Gallegina war der älteste Sohn von Oowatie, der gerade auf dem Dorfplatz seinen Einwand wiederholte.

»Wie gesagt: Für den Handel mag es hilfreich sein, mit denen reden zu können. Aber ihr Denken zu verstehen, klingt für mich gefährlich. Gedanken formen Menschen. Es sind Missionare, die unsere Kinder unterrichten. In deren Schrift, Tradition und Glauben. Brauchen wir das zum Überleben? Das bezweifle ich.

Ich schätze eher, dass deren Gedanken zu Zwietracht führen werden. Zwischen denen, die deren Denken lernen, und denen, die unser Denken beibehalten.«

»Was wir Häuptlinge verhindern müssen und werden. Nach uns richtet sich der Stamm. Es liegt in unserer Hand. Dazu haben sie uns erkoren«, entgegnete The Ridge mit genügend Pathos in der Stimme, um den Bruder verstummen und die Häuptlinge stolz zustimmen zu lassen. Zufrieden sah er die Reaktionen in den Gesichtern und kam zurück zu dem, worauf er mit seiner Rede hinausgewollt hatte. »Habt ihr das bei Hicks gesehen, bei Charles Hicks … Habt ihr das?« Gallegina setzte sich auf den Rand eines der Kanus und nickte Skahtlelohskee schmunzelnd zu. Auch er musste grinsen. Jeder wusste, was sein Vater als Nächstes sagen würde. Weil er es bei jeder Ratsversammlung irgendwann ansprach. Die Stille, die auf seine Worte folgte, trug die Erwartung des Rates bis an den Coosawattee. Alle schwiegen, nur Oowatie stöhnte entnervt auf. Als jüngerer Bruder gelang ihm das ungestraft.

»Wo ist Hicks eigentlich?«, fragte da ein Mann mit narbigem Gesicht: Pathkiller, der Oberste Häuptling. Charles Hicks war, weil er schreiben konnte, der Sekretär des Stammesrates. Seine Aufgabe war es, den Schriftverkehr mit den US-Nachbarn und der Regierung in Washington zu organisieren. Er informierte den Stammesrat über alle Neuigkeiten und Nachrichten, die er aus Briefen, Zeitungen und Büchern erhielt. Jenen aus den Staaten der US-Nachbarn. Pathkiller blickte vom Ratssprecher Toochelar zu The Ridge. Obwohl The Ridge es hasste, was allseits bekannt war, beim Reden unterbrochen zu werden, weshalb nur wenige es sich trauten, nahm er die Zwischenfrage vom Obersten Häuptling mit einem gleichgültigen Schulterzucken hin. Pathkiller war auf seiner Seite. Für den Vorschlag. Das war kein Geheimnis. Und dem Obersten Häuptling nicht das Wort zu gewähren, wäre keine kluge Entscheidung gewesen. Egal, wie unwichtig The Ridge der Inhalt der Frage erscheinen mochte, es war ratsamer, einfach

still abzuwarten. Die Frage stellte mehr ein Zeichen der Autorität dar, als dass sie von echtem Interesse zeugte.

Pathkillers Vorgänger Black Fox, der im Rat weiterhin viele Verbündete und großen Einfluss besaß, verfolgte das Gespräch aufmerksam aus dem Hintergrund. The Ridge wusste, dass der bloß auf eine geeignete Gelegenheit wartete, seinem Nachfolger zu widersprechen. Oder besser: Mangelnde Übersicht und Führung vorhalten zu können. Um klüger und versierter als Pathkiller dazustehen. Für das eigene Ansehen im Stamm, damit die Wahl zum nächsten Obersten Häuptling wieder anders ausginge. Um sie zu gewinnen. Um zurückzugewinnen, was ihm seiner Meinung nach zustünde. Black Fox lechzte danach, den Ratsmitgliedern zu beweisen, dass er der beste Häuptling war. Diesmal wartete er vergeblich, die Gelegenheit bot sich nicht. Die Bemerkung des Obersten Häuptlings war, obgleich irrelevant, doch berechtigt. All das, worauf The Ridge mit seiner Rede abzielte, entsprach ebenso der Überzeugung von Black Fox. Was Pathkiller wusste, genauso wie The Ridge und alle anderen. Zwar schätzte Black Fox das Lernen der kulturellen Fähigkeiten der US-Nachbarn durchaus nicht als ungefährlich für die Kultur und Tradition des Stammes ein. Trotzdem stellte es vermutlich die einzige Möglichkeit dar, die ihnen blieb. Wie Black Fox dazu stand, war kein Geheimnis. Er selbst war es in seiner Amtszeit als Oberster Häuptling gewesen, der die Voraussetzungen zur, wie Washington es damals nannte, Akkulturation durchgesetzt hatte. Was Black Fox bei der Wahl keineswegs geholfen hatte. Die Sache mit der Schule und dem Lesen-Schreiben-Lernen, auf die The Ridge anspielte, war keine, die für ihn von Vorteil sein könnte. Seit Gründung der Schule hatten die wenigsten Eltern ihre Kinder dorthin geschickt. Das Ansehen der Schule war nicht nur wegen der Herrnhuter Lehrer schlecht. Es war kein Thema, für das sich irgendjemand gewinnen ließ. Alle waren es überdrüssig, bis auf The Ridge. Und Gallegina, dem Sohn von Oowatie. Aber der zählte nicht. Noch nicht. Folglich schwieg Black Fox weiter, womit

Pathkiller gerechnet hatte. Genauso wie The Ridge. Die Unterbrechung durch den Obersten Häuptling diente einzig der Demonstration seiner Macht, dass er es sich leisten konnte, The Ridge zu unterbrechen. Mehr nicht. Dass sie ohne Reaktion blieb, störte da nicht. Sie lenkte nicht einmal vom Thema ab. Niemand sagte etwas. Einzig Pathkiller grollte wegen der Abwesenheit von Charles Hicks ein abfällig-missbilligendes Brummen, das die Anwesenden bedachtsam still nachhallen ließen.

Noch bevor die beiden Jungen am Fluss sich neugierig wegen der Stille am Dorfplatz umdrehen konnten, sprach The Ridge weiter. Die Redepause war respektvoll und lang genug gewesen für den Obersten Häuptling. »Keine Ahnung, wovon ich spreche. Richtig? Genau das ist unser Problem.« Gleich die ersten Worte bedachte Oowatie mit einem gedehnten Stöhnen. Was unmissverständlich zum Ausdruck brachte, dass alle vertraut waren mit, ja, alle gelangweilt waren von dem, worauf The Ridge hinauswollte. Doch niemand der anderen hätte es so offen und auf diese Weise ausdrücken dürfen. The Ridge ignorierte es. »Deshalb sind und waren wir denen immerzu unterlegen. Ich spreche von Büchern. Charles ist unser Vermögensverwalter, und das macht er so gut wegen der Bücher.« Verhaltenes Murren. Die vorgebrachte Erkenntnis war keine neue.

»Deshalb plädiere ich dafür, dass wir eine eigene Schrift erfinden. So eine, wie die sie haben. Wir könnten eigene Bücher schreiben, mit unseren Geschichten. Und für unsere Verwaltung könnten wir …« Wild mit den Armen um sich greifend sprach sich ein hagerer Mann in Rage, auf dessen Kopf ein roter Turban zu den Worten wackelte. Es war eine Rage, die bloß ihn allein bewegte. Der Einwurf war keine Überraschung für jene, die regelmäßig bei den Stammestreffen anwesend waren. Belustigt verdrehten sie die Augen. The Ridge klopfte ihm auf die Schulter, um den Redefluss rasch zu unterbrechen.

»Seit Monaten versuchst du eine zu finden. Und wie weit bist du gekommen, Sequoyah?« Als der keine Antwort gab, nickte er

selbstgefällig, und alle stimmten mit ein. The Ridge grinste vollmundig, breitete seine Arme aus und reckte sie gen Stammesrat. »Damit zukünftig meine Nachkommen nicht so dämlich dastehen wie du, ihr … und ich«, gestand er gespielt reumütig ein, »schicke ich John auf die Schule in Springplace.«

Erneut Stille. Gallegina sprang verwirrt auf, blickte fragend zu Skahtlelohskee, der ebenso verständnislos mit den Schultern zuckte. Abermals sahen sie zu den Männern im Dorfzentrum, in der Hoffnung, dass sich dort das Rätsel lösen würde. In ihren Gesichtern erkannten die beiden jedoch die gleiche Verwirrung, die sie selbst hatte umschauen lassen. Von welchem John sprach The Ridge?

»Sprichst du von mir? … Warum sollte ich nach Springplace gehen? Ich kann das alles schon. Ich bin nur als Vertreter der Dörfer am Mississippi hier, für die ich seit Kurzem im Auftrag der US …« John Ross' Greifvogelaugen blinzelten verstört gen Nordwesten, wohin auch sein Finger deutete.

»Nicht du. Mein Sohn!«, brüllte The Ridge und zeigte zu den Jungen am Wasser, woraufhin die sofort hinter den Rivercane-Bambus sprangen und sich wegduckten.

»Ach, Skahtlelohskee. Du willst ihn nach Springplace schicken, richtig?« Ross atmete erleichtert durch, während sich sein Zeigefinger aus Richtung der Mississippi-Siedlungen weg und zu den Jungen hinbewegte.

»Falsch!«, fauchte The Ridge. Skahtlelohskee und Gallegina blieben in ihrer Deckung. »Ab heute heißt er John Ridge. Oder seht ihr das anders?« Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden. Zumindest nicht offen. John Ross schon gar nicht. Nicht einmal Skahtlelohskee. Er riss bloß erstaunt den Mund auf und starrte Gallegina an.

»Ich habe einen neuen Freund«, prustete Gallegina. »John!« Er konnte sich vor Lachen kaum auf den Beinen halten. Ein halbherziger Hieb seines Cousins reichte aus, um ihn in den Fluss zu werfen. Das war der letzte Hieb von Skahtlelohskee gewesen.

Seither hieß er John Ridge. Denn er war der Letzte, der es wagte, seinem Vater, The Ridge, zu widersprechen.

Es war mein Vater Walter Hildebrand gewesen, der die Schule erbauen ließ. Einige Jahre zuvor hatte er den inoffiziellen Auftrag erhalten, Lebensraum für die nachrückenden Siedler zu beschaffen. Vom damals Stellvertretenden Präsidenten Thomas Jefferson. Inoffiziell, weil den Appalachen-Stämmen, nachdem ihre Bevölkerung durch Kriege und Krankheiten dezimiert worden war und sie ihr Land in Virginia und North-Carolina verließen, ein freies Leben in den westlicheren Gebieten garantiert worden war. In Sichtweite der Great Smoky Mountains sollten sie bis in alle Ewigkeit leben dürfen. Eine Garantie, die unmöglich lange zu halten war. Täglich legten an den Hafenmolen Schiffe aus Europa an und entluden menschliche Fracht. Massen an neuen Siedlern strandeten in den Städten der Ostküste. Auf der Suche nach dem Glück in der neuen Welt, das ihnen die alte vorenthalten hatte. Kriegen, Tod, Hunger und Elend entkommend, forderten sie das verheißungsvolle Versprechen des amerikanischen Kontinents ein. Weites Land und grenzenlose Chancen. Um das wahr werden zu lassen, bekam Vater den Auftrag. Die Appalachen-Stämme in den zugesicherten Territorien hielt Thomas Jefferson zwar für so klug und geschickt wie seinesgleichen, jedoch bevölkerten sie ungemein große Gebiete, die sie niemals vollständig bewirtschaften könnten. So Jeffersons Ansicht. Land im Überfluss, das die USA dringend benötigten. Außerdem näherte sich eine Gefahr aus dem Westen. Spanier und Franzosen. Von Jahr zu Jahr rückten sie dichter an den Mississippi heran. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie ihn erreichen, überschreiten und an beiden Ufern besiedeln würden. Mit ihren eigenen Siedlern aus der Alten Welt. All die einheimischen Stämme waren zu schlecht ausgerüstet, um sie auf Dauer aufzuhalten. Und der Mississippi wäre bloß die nächste Station auf dem Weg in die

angelsächsischen Staaten. Obendrein eigneten sich die gewaltigen Flächen zur zukünftigen Sicherung der Versorgung der stetig wachsenden, jungen Nation. Noch ein weiterer Faktor, der gegen diese Land-Garantie sprach. Drei drohende Krisen, für die Thomas Jefferson eine Lösung sah, so vermute ich. Die Verzweiflung und Hoffnung der eigenen Siedler aus Europa würden sie ebenso zuverlässig zum Äußersten treiben wie die französischen und spanischen Glücksritter jenseits des Mississippi. Sie würden ihr neu besiedeltes Land verteidigen. Bis zum Tod. Dem ersten Siedler gehörte das Land. Es ihm wieder zu nehmen, war schwieriger als das Besiedeln. Genau das war das Problem: Thomas Jefferson brauchte erst einmal den Zugang zum Land. Den Siedlern konnte er eine unkontrollierte und unvermeidlich blutige Eroberung unmöglich überlassen. Obgleich die Stämme zu schwach waren zur langfristigen Abwehr der Franzosen und Spanier, besagten die Erfahrungen aus der Vergangenheit, dass sie ihr Land selten kampflos abgaben. Und das hätte Krieg bedeutet, zur Verteidigung der neuen Dörfer und Städte in den Gebieten der Appalachen-Stämme, gegen eine Vielzahl an Stämmen. Auf schier unüberschaubar riesigen Gebieten. So kurz nach der Gründung und den Befreiungskriegen konnte es sich der Staatenbund nicht leisten, große Soldateneinheiten in einen Krieg zu schicken. Nach meiner Einschätzung aus heutiger Sicht wäre mein Leben wohl vollkommen anders verlaufen, wenn sich George Washingtons Plan einst erfüllt hätte, oder schneller erfüllt hätte. Das, was er Akkulturation nannte. Das Dasein der Stämme an die USA anzugleichen, sie in ihresgleichen zu verwandeln und so ihr Land zu übernehmen. Dass es gerade die Angleichung der Lebensweise, der Staatsform und der Gesetze sein würde, die zum ärgsten Hindernis für die geplante Übernahme der Gebiete führen würde, mochten sich Washington und später Jefferson wohl kaum vorgestellt haben. Sonst hätten vermutlich beide früh anders gehandelt. Als mein Vater ins Spiel kam, versuchten

Präsident John Adams, sein Stellvertreter Jefferson, die Senatoren und die Abgeordneten in Philadelphia noch, den Plan ihres ersten Präsidenten umzusetzen. Die Verträge mit den Stämmen mussten über kurz oder lang weichen, möglichst bald, durch Kauf des Landes, neue Verträge oder mittels Eingliederung der Stämme.

Akkulturation, Mischehen-Integration und Abhängigkeit durch Handelsbeziehungen waren die Mittel zur Landübernahme. Ein simpler Plan, kein offizieller. Aber es ist anzunehmen, dass die Senatoren und Abgeordneten im Kongress in Philadelphia vom Inoffiziellen unterrichtet waren. Unterhändler wie mein Vater wurden ausgesandt, um über Landgeschäfte zu verhandeln und Abhängigkeiten zu schaffen. Und Walter Hildebrand wurde zu den Cherokee geschickt.

All das erfuhr ich erst später. Von John Ridge und Gallegina. Da war längst alles entschieden. Vater sollte Jeffersons Plan vorbereiten. In jener Zeit wohnte er noch mit meiner Mutter in Cedar Shoals, dem späteren Athens, in Georgia. Weit entfernt von Springplace und von dem Stammesland der Cherokee. Ich war noch nicht geboren.

Ab dem Sommer 1798 versuchte er, Kontakte zu den Dörfern und Häuptlingen aufzubauen. Was ihm kaum gelang. Nach Ablauf der ersten beiden Jahre stand fest, dass der Aufwand genauso groß wie der Lohn gering war. Erwerben konnte er vor allem Argwohn. Die neuen Agrar-Techniken nutzten die Cherokee. Ihre Farmen wuchsen, Mühlen und Spinnereien entstanden, sie kauften sogar Sklaven, die vermehrt auf den Feldern und in den Ställen für sie arbeiteten. Der Handel mit den Nachbarn in Georgia nahm zu. Das alles war jedoch weniger der Verdienst meines Vaters als der des offiziell zuständigen Cherokee-Agenten. Mein Vater sollte den Landerwerb regeln. Möglichst unter der Hand. Weil Offenheit Gefahr bedeutete. Doch George Washingtons Plan und Thomas Jeffersons Auftrag

sollten sich für ihn nicht auszahlen. Misstrauen und Streit bestimmten sein Geschäft.

Erst als er James Vann näher kennenlernte, änderten sich die Vorzeichen. Vann lebte in einem zweigeschossigen Anwesen, aus Stein gemauert, mit Säulen, die bis zum Dach reichten, mitten im Quellgebiet, das die Flüsse der Umgebung mit Frischwasser versorgte. Die Diamond Hill Plantage umfasste enorme Flächen fruchtbaren Ackerbodens, auf dem die Sklaven säten, hegten, die Ernten einbrachten und das Vieh hüteten. Sogar nach den Maßstäben der US-Ostküste war James Vann ein reicher Mann. Neben der Plantage besaß er Kornmühlen, Fähren, Kneipen und Handelsposten, weit über das Cherokeegebiet verteilt. Sein wertvollstes Gut waren jedoch seine Kontakte. Zu den Siedlern in Georgia, in den Carolinas bis nach Virginia. Die Kontakte machten ihn zu einem bedeutenden Mitglied des Stammes und im Stammesrat. In meiner Erinnerung ist er nur ein jähzorniger Säufer. Einer, ohne den mein Vater seinen Auftrag wohl bereits frühzeitig aufgegeben hätte. Ohne die Begegnung mit Vann wäre alles anders verlaufen. Nicht bloß für meinen Vater, sondern ebenso für Vann, die Cherokee und für mich.

Obgleich ich bei Planungsbeginn der Schule noch nicht geboren war, veränderte sie den Lauf meines Lebens. Zu meinem Vor- und Nachteil. Nicht so, wie Vater es beabsichtigt hatte. Sie wurde meine Schule und meine Zukunft, nie seine. Wer jedoch glaubt, ich wäre bereits vom ersten Tag an freiwillig nach Springplace geritten, der irrt. Von Freunden ahnte ich schließlich nichts, von Gefahren umso mehr. Vor dem, was mich da erwarten könnte, hatte ich mehr Angst als vor den Schrecken daheim. Die kannte ich. Die Furcht vor unbekannten Gefahren ist oft größer als die vor der alltäglichen und realen Bedrohung. Die Schule war fremd, dort lauerte das Unbekannte.

Aber ich greife vor. Noch mal zurück zum Anfang: Vater hatte den Auftrag, das vermeintlich ungenutzte Land für die USA zu erwerben. Was ihm nicht recht gelang. Zwar wurden Verträge

unterschrieben, zumindest mit einigen der jüngeren Häuptlinge. Doch die führten weniger zur Abtretung von Jagdgründen als zu teils tödlichen Aufständen. Vor allem eine der Geschichten aus der Zeit behielt ich in Erinnerung: Der Flussdorfhäuptling Doublehead tauschte sein Dorfgebiet gegen das Versprechen auf Ersatzland jenseits des Mississippis ein. Zudem wurde erzählt, dass man ihm 1000 Dollar versprochen hätte, sofern er seine befreundeten Nachbarn vom Verkauf ihres Landes überzeugte. So lauteten die Gerüchte. Die Realität sah für ihn anders aus: Kurz nachdem er den Vertrag unterschrieb, wurde er in einer Kneipe bei Walkers Fährbetrieb von einem kräftigen Krieger namens Ganundalegi getötet. Wie er da noch hieß. Ich lernte ihn später als The Ridge kennen und fürchten. Er war Johns Vater. Die Geschichte von Doublehead hörte ich nicht bloß von John, sondern ebenso im Haus meines Vaters im Streit mit James Vann. Dem gehörte die Kneipe, in der es geschah. Sowohl der Grund als auch der Ort des Todes waren keine Zufälle. Das Verbot von Landverkäufen war für die Cherokee ein göttliches Gesetz. Ein tödliches. Und James Vann wusste zumeist sehr zuverlässig, auf der richtigen Seite des Tresens zu stehen. Bis zu seinem Bündnis mit meinem Vater. Vor meiner Geburt. Wieder eine Geschichte. Abermals eine, die letztlich tödlich endete. Was von all dem wahr ist, weiß ich nicht. Aber vieles scheint plausibel.

»Niemand kann dir das Land verkaufen. Es gehört allen oder vielmehr keinem. Den Geistern der Welt. Jeder kann es nutzen, aber nicht verkaufen. Nicht mal ich«, beteuerte Vann lauthals am Tresen seiner Kneipe. Den einzig anderen Gast hielten beide für zu betrunken und zu wenig englischsprachig, um ihn zu beachten. Dermaßen betrunken, wie sie es selbst waren. Was der Gast anschließend den Häuptlingen von dem Abend berichtete, gehörte zu dem, was James Vann irgendwann zum Verhängnis werden sollte. Für Walter Hildebrands Ansehen war es einerlei.

»Für ein paar Dollar riskiere ich nicht mein Leben. Sofern du das willst, musst du erst einmal die Cherokee ändern.«

»Akkulturation«, habe sich Hildebrand schwerfällig durch die Silben gelallt. »Die Cherokee müssen am Wissen, an der Moral und den Techniken der zivilisierten Welt, der USA, teilhaben, damit …«, interpretierte er aus alkoholträgem Gedächtnis die Worte des einstigen Präsidenten. Keinesfalls uneigennützig.

»… du deinen Auftrag erfüllen kannst«, stimmte ihm James Vann in bleiernem Tonfall zu. »Bildung, Glaube und eure Art des Denkens sind die Wege zum Erfolg.«

Da waren sie sich einig und begründeten in einer Nacht, was nicht nur das Schicksal der Cherokee verändern sollte.

In dem Sommer, in dem die Schule eröffnet wurde, starb Walter Hildebrands Frau im Kindbett. Während er Meilen entfernt die letzten Bretter auf den Dachstuhl seiner Hoffnung zimmerte. Sein Sohn wurde geboren, ohne dass er seine Mutter je kennenlernte. Das kleine Schulhaus wurde südlich der Diamond Hill Plantage mit Material und Arbeitskräften von James Vann fertiggestellt. Walter Hildebrand fand zwei Missionare, die er als Lehrer für geeignet hielt. Für ihre Dienste erhielten sie die Erlaubnis, die Schule gleichsam als Kirche zu nutzen. Abraham Steiner und Gottlieb Byhan kamen aus Salem. Die Familien waren mit den Hildebrands befreundet, seit alle noch auf der anderen Seite des Ozeans gelebt hatten. In Böhmisch-Rixdorf nahe Berlin. Die Herrnhuter Missionare nahmen die angebotene Aufgabe an, denn die ›Wilden‹ zu zivilisieren, gehörte zu ihrer Mission. Mit Protestanten ließ sich gut ins Geschäft kommen, entsprach der Erfahrung von James Vann, weshalb die Wahl der Herrnhuter ihm gelegen kam. Sie bauten rings um das Schulhaus ihre Hütten und gaben dem Ort den hoffnungsfrohen Namen Springplace. Das Quellgebiet von Wasser, Wissen und rechtem Glauben. Strömungen sind oft schwierig zu bändigen, mussten auch sie bald lernen.

An der Schule wurde in englischer Sprache unterrichtet, die wenige Cherokee beherrschten. Es wurde eine Schrift gelehrt, die einzig dazu taugte, diese Sprache und den anderen Glauben zu lernen. Die Schule war eine fremde Schule, und die Reihen im Klassenraum blieben licht besetzt. Nur einige der reichen und mischblütigen Familien ließen ihre Kinder am Unterricht teilnehmen. Die anderen ignorierten das Angebot und brachten den Nachkommen selbst bei, was ihrer Auffassung nach für das Leben wichtig war: jagen, Fischfang und Ackerbau und die gemeinschaftlichen Regeln. Lesen gehörte nicht dazu. Es gab keine Schrift für das Cherokee, und ein Nutzen für das Leben im Stamm war nicht auszumachen. Das Misstrauen gegenüber der Schule, den Lehrern und den Gründern war groß.

Einige Jahre gingen ins Land: Jefferson wurde zum Präsidenten der USA gewählt. Der Senat und das Repräsentantenhaus tagten nun im Kongress in Washington. Mit Georgia wurde ein Abkommen unterschrieben. Für an Nachbarstaaten abgetretene Territorien würden die Cherokee aus Georgia entfernt werden, wurde ihnen zugesagt. Georgia trennte sich von Gebieten des Bundesstaates, und die US-Regierung in Washington arbeitete an Möglichkeiten der Umsetzung ihres Versprechens. Die Stammesmitglieder gaben keinen Boden frei. Sie gingen weniger auf Jagd, dafür nahm der Handel mit Mehl, Korn, Baumwolle und Sklaven zu. Black Fox und Pathkiller traten erneut gegeneinander zur Wahl zum Obersten Häuptling an. Nur wenige Häuptlinge verhandelten mit Walter Hildebrand über den Tausch von Dörfern gegen Gebiete westlich des Mississippis. James Vann wurde tot aufgefunden. Der große Stammesrat trat zusammen. Einigkeit herrschte, dass in der Annäherung an die USA die einzige Chance der Cherokee liege. Krieg hieße ihr aller Ende. Bezüglich der Frage, wie nahe man ihnen kommen dürfe, gab es keine Übereinstimmung. Es war genau der Augenblick auf der Ratsversammlung in Ustanali, an dem The Ridge verkündete,

Skahtlelohskee, seinen Sohn, künftig John Ridge zu nennen und nach Springplace zur Schule zu schicken.

Springplaces achter Frühling

Als die Schule nicht den erhofften Erfolg zeigte und mein Vater den Grund dafür in der mangelnden Kontrolle sah, zogen wir um. Von Cedar Shoals in die Wälder zwischen Springplace und Head of Coosa, eine der aufstrebenden Cherokee-Gemeinden. Geographische Nähe als Zeichen des Vertrauens, dachte mein Vater. Ein Vertrauen, das er zeitlebens nie erlangte. Er war auf Reisen, und ich blieb zurück in den Wäldern am Conasauga River. Hier beginnen meine Erinnerungen. Angst als erste.

Die Cherokeedörfer waren seit Kurzem durch befestigte Trassen miteinander verbunden. Die eine führte von Cedar Shoals, dem späteren Athens, in Georgia nach Red Clay im Nordwesten des Cherokeelandes. Sie kreuzte einen zweiten Weg, der aus Head of Coosa im Südwesten kam und nordöstlich ins Pleasent Valley weiterlief. Im Zentrum der Wege: Springplace.

Mein hölzernes Gefängnis lag eine Meile von der Trasse nach Head of Coosa entfernt, über einen Trampelpfad zu erreichen. Die Hütte stand unter einer alten Platane auf einer Lichtung, an der in einer Senke ein Bach vorbeilief. Er versorgte uns mit Trinkwasser, bevor er im nahen Conasauga River mündete. Obwohl die Hütte von der Größe eher ein Blockhaus war, aus dicken Stämmen gebaut, mit drei Räumen, von denen einer mit einem gemauerten Kamin im Winter gut geheizt werden konnte, hinderte das die Einsamkeit nicht daran, von draußen hereinzukommen. Im weiten Umkreis bloß Bäume, Sträucher und unendlich viele Tiere. Die Monster der Nächte, sowie der Tage. Jedoch waren es nicht nur die großen Tiere, Bären, Wölfe

und Bisons, die mich ängstigten. Die wenigen Menschen, die vorüberzogen, taten es nicht minder. Mal Cherokee auf der Jagd, die zwar nie bis ans Haus herkamen, trotzdem immerzu durch meine Albträume streiften. Angst ist ein Gefühl, das mit der Realität selten im Einklang steht. Ab und zu sah ich die Jäger auf der anderen Seite des Baches vorbeiziehen, durch das Dickicht schleichen. Fern, ohne Blick zu mir. Muskulös und narbig. Derart mit von Kämpfen gezeichneten Körpern, dass sie hätten lächeln können und doch grimmig und bedrohlich wirkten. Manche von ihnen mit Tätowierungen, die bis zum kahlen Schädel reichen konnten. Und das Silber der Ringe umschloss die Ohren, als würden riesige Metallmuscheln aus ihren Köpfen wachsen. Die Cherokeejäger waren meine leibhaftige Albtraumvorstellung von Todesgefahren. Kaum hörte ich die Hufschläge von Pferden, rannte ich ins Haus und versteckte mich in der dunkelsten Ecke. Aus Angst. Aus Angst vor dem direkten Kontakt, ohne jemals Kontakt gehabt zu haben.

Wie die Cherokee war auch die zweite Gattung Mensch, die auf pelzbepackten Pferden und Eseln an der Hütte vorbeizog, auf der Jagd. Nach Tieren, nach Fellen, nach Gewinn. Sie erlegten die Beute nicht, um ihre Familien zu ernähren und zu kleiden. Jedenfalls selten zu dem Zweck. Abstand hielten sie ebenso wenig. Manche konnten wir bloß mit Schüssen aus der Flinte vertreiben. Wir? Ja, sicher. Wäre ich allein dort aufgewachsen, hätte ich vermutlich nicht überlebt. Nicht mein Vater war bei mir, sondern Alice, eine junge Frau, die mich aufzog. Er habe sie günstig in Athens erworben, behauptete er. Zwei Gefangene in einer Waldhütte. Für mich gab es Hoffnung, für sie keine Chance. Ich hatte Angst, und Alice beschützte mich. Obwohl ich der Sohn desjenigen war, der ihr Leben zerstörte, kümmerte sie sich um mich, als wäre ich ihr eigenes Kind. Sie war eine schmale, gleichzeitig kräftige Person mit dunkler Haut und rabenschwarzen Haaren. Der Rücken ihrer breiten Nase wies einen Knick auf, als hätte sie sich beim Wachsen überlegt, doch

näher am Mund bleiben zu wollen. Die Nase hatte keinen freien Willen, genauso wenig wie Alice. Aber davon wusste ich damals noch nichts. Sie war da, und mehr interessierte nicht. In ihrer Nähe fühlte ich mich gegen die feindliche Welt außerhalb der Hütte gefeit, beschützt vor der Abgeschiedenheit mit den wilden Tieren, den aufdringlichen Trappern und den unheimlichen Cherokee. Heute weiß ich, dass die Cherokee weniger zu fürchten waren als die Pelzjäger, und die meisten wilden Tiere mir weniger nah kamen als wir ihnen. Als Kind sah die Wirklichkeit noch anders aus. Ob ich Schutz brauchte oder nicht, war nicht die Frage, denn ich hatte ihn. Durch Alice. Sie hielt die Gefahren fern, mit Vaters Flinte, der Flinte mit dem blutgemaserten Schaft. Alice war da für mich. Bis sie eines Tages, kurz bevor ich in die Schule nach Springplace geschickt wurde, plötzlich verschwand.

Mein Vater erklärte knapp, er habe sie gehen lassen, jetzt da ich alt genug sei, um auf eigenen Beinen zu stehen. Es sei ihm erlaubt, sie gehen zu lassen, versicherte er, zu ihrem Wohl und Schutz. Gehen lassen. Mein blindes ängstliches Vertrauen ließ mich an seine Worte glauben. Sie gehen lassen, welch’ wohliges Versprechen. Alles, was außerhalb des düsteren Waldes lag, konnte nur besser sein, so dachte ich. Erst Jahre später traf ich sie wieder, im Süden bei den Muskogee-Creek während einer Stammesversammlung. Während die Stammesräte um das offene Feuer standen und verhandelten, wanderte ich durch das Dorf. Dort entdeckte ich Alice. Um sie herum liefen vier Kinder, allesamt glücklich, wie mir schien. Bis sie mich sah und erkannte. Schrecken und Furcht sprachen aus ihren Augen, als ich näher an sie heranging. Ich sprang begeistert auf sie zu. Glückliche Erinnerungen leiteten mich, machten mich blind. Ich überrollte sie mit Fragen. Demonstrativ verstellte sie mir die Sicht auf ihre Familie, als wehre sie eine Gefahr ab. So wie sie sich einst schützend vor mich gestellt hatte, wenn die Pelzjäger an die Tür gehämmert hatten. Jetzt war ich der Fremde, die Gefahr, der Pelzjäger. Hätte ich nicht ihren ältesten Sohn gesehen, ich hätte

an eine Verwechslung geglaubt. Er schaute neugierig an ihrem Rücken vorbei, sah mich direkt an. Aus den blauen Augen meines Vaters. Wie ein Spiegelbild meines eigenen sechsjährigen Ichs im dunklen Bach der Zeit. Kein Zweifel, sie war es, Alice, und der Junge war …! Ich entschuldigte mich und rannte weg. Wie in der Vergangenheit vor den Jägern. Erst in sicherer Entfernung drehte ich mich noch einmal zu ihr um und bekam ein letztes Mal das beschützende Lächeln meiner Kindheit zu sehen. Hier galt es meinem Bruder und seinen Geschwistern.

Als sie damals verschwand, fühlte ich mich im Stich gelassen. Tränen und Geschrei. Bis zum ersten Schultag in Springplace. Mein Vater kaufte mir ein Pony als Wiedergutmachung für Alice und damit ich zur Schule reiten und allen zeigen konnte, wie großzügig und vertrauenswürdig er wäre. Die Welt eines Kindes dreht sich unbarmherzig. Brutal und wunderschön. Vergangen ist alles Vergangene. Wäre die Welt doch immer eine Kinderwelt. In Springplace lernte ich Freunde kennen. Und Alice verschwand im Dunkel der Vergangenheit.

Neue Welt

Ich sollte gemeinsam mit den Cherokee Unterricht haben, mit den Söhnen der finsteren Jäger, vor denen ich in den Wäldern so häufig geflohen war. Wie gefährlich würden sie mir werden? Dass sie gefährlich waren, stand außer Frage. Ich hatte ihre Eltern gesehen. Mich vor ihnen versteckt. Jetzt musste ich aus der Deckung. Ohne Schutz, ohne Alice. Ganz allein. Die Herrnhuter Missionare, die mich und die Cherokee unterrichten sollten, würden keine Hilfe sein, das wusste ich. Ihre Besuche bei meinem Vater waren kein gutes Omen gewesen. Sie drangen in meine Welt ein. Ich verabscheute sie und sie mich. Der Sohn von Walter Hildebrand zu sein, schien nicht von Vorteil. Was war, wenn sie Vater von meinem schlechten Betragen berichteten? Ich traute es ihnen zu. Egal, wie ich mich verhalten würde.

Plötzlich war alles anders. Am Ende meines ersten Schultages hatte sich alles verändert. Mein Leben war mein eigenes Leben geworden. Vaters Plänen half das nicht, und mir wurde das von Tag zu Tag gleichgültiger. Die Angst hauste nur noch zuhause.

Den Reaktionen meines Vaters auf Steiners und Byhans Reporte lernte ich, rechtzeitig aus dem Weg zu gehen. Oder ich steckte sie mit Blessuren weg. Springplace war der Beginn einer neuen Zeit.

Manch bessere Zeit beginnt an einem stürmischen Morgen, wie auch mein erster Schultag. Starke Böen waren durch die Nacht gezogen, hatten im Wald gewütet. Morgens blickte ich aus der Tür und wusste, was mich erwarten würde. Ein beschwerlicher

und vor allem längerer Ritt nach Springplace. Die Sonne hing hinter den Kronen, färbte die diesigen Ränder der Lichtung in ein goldenes Rot. Darunter lag ein dichter Nebel. Der Frühtau glänzte auf den Blättern der alten Platane neben dem Haus. Ich musste mich sputen. Um die Vorräte aufzustocken, war ich oft im Laden in Springplace gewesen, der Weg war mir vertraut. Nun war der schmale Saumweg an vielen Stellen versperrt. Äste und ganze Bäume lagen auf dem Pfad, was auf der anschließenden Handelsstraße nicht besser wurde. Sie war breiter. So hatte der Sturm der Nacht ungehindert hindurchfegen und noch mehr Zerstörung anrichten können. An einen schnellen Durchritt war nicht zu denken. Im vorsichtigen Slalom um die Hindernisse zügelte ich das vom Vater geschenkte Pony. Schneeball nannte ich es, weil es hell-weiß war, mit Punkten, wie die Klumpen, die ich winters aus dem schmutzigen Schnee vom Boden des Waldes zusammendrückte. Wesentlich langsamer als sonst passierten wir die Strecke durch den Wald. Leise, weit entfernt, hörte ich das Schlagen der Metallglocke. Es war der Ruf zum Gottesdienst. Außerdem das Signal für den Unterricht, wie ich von Vater wusste. Beides fand am selben Ort statt. Diesmal verkündete es meinen Schulbeginn, den ich verspätet erreichen würde. Schneeball anzutreiben, hätte mir nichts eingebracht, sogar wenn ich ein besserer Reiter gewesen wäre. Der Weg ließ es nicht zu.

Irgendwann öffneten sich die Baumreihen der Trasse. Links und rechts dehnten sich mit Brettern eingegrenzte Äcker aus, wo Baumwolle und Bohnen, Mais und anderes Getreide wuchsen. Von Zäunen geschützt vor Schweinen und Rindern, die zwischen den Feldern herumliefen. Die Diamond Hill Plantage. Der milchige Duft reifer Baumwolle hing in der Luft. Sklaven pflückten die aufgeplatzten Wollknospen von den Büschen, warfen sie in Säcke und diese auf Wagen, die von anderen fortgeschoben und durch neue ersetzt wurden. Schwitzend im schwülen Morgen, mit klammen Fingern. Auf den Nachbaräckern mähten Arbeiter mit ausladenden Sensenschwüngen die abgeernteten Maisstiele ab,